

Samstagsinterview

Einmal oder zweimal jubeln?

Ob es im Schweizer Eishockey mehr oder gar weniger Kameras braucht, ist umstritten.

Pro



Francisco Rodriguez,
Sportredaktor

Die Videotechnik hat im Eishockeysport längst Einzug gehalten. Das ist auch gut so. Wer will schon ein Spiel wegen eines Fehlentscheids verlieren? Genau das passiert aber weiterhin. Was bringt den Schiedsrichtern die Überprüfung der vorhandenen Videobilder, wenn sie wegen der schlechten Bildqualität oder einer ungünstigen Kameraperspektive die Situation nicht schlüssig beurteilen können? «Inconclusive» heisst es dann in solchen Fällen, die das Schiedsrichtergespann nicht zu hundert Prozent auflösen kann.

Verständlich, dass da einem emotional geladenen Spieler wie EHC-Stürmer Damien Brunner schon mal der Kragen platzt. Im Wissen, dass mit den nötigen finanziellen Investitionen und dem gemeinsamen Einstehen für die Sache die 14 Stadien der National-League-Klubs schon längst technisch aufgerüstet worden wären. Das Geld dazu wäre nach den mageren Corona-Jahren zweifellos wieder vorhanden, wird aber scheinbar lieber für zusätzliche Ausländer ausgegeben oder mit Trainerentlassungen sogar aus dem Fenster geworfen.

Geradewegs absurd mutet die Situation für die Video-Assistenten der beiden im Einsatz stehenden Teams an, die auf der Medientribüne aufmerksam hinter ihren Monitoren sitzen und offsideverdächtige Spielzüge analysieren. Den Entscheid für eine Coaches Challenge können sie allerdings nicht nur davon abhängig machen, ob sie ein Abseits erkennen, sondern auch von ihrer persönlichen Einschätzung, ob die Schiedsrichter auf den Videobildern hundert Prozent Klarheit haben werden. Denn ein «Inconclusive» bedeutet auch immer eine Zweiminuten-Strafe.

Am Ende sind auch die Schiedsrichter die Gelackmeierten, weil sie mit den vorhandenen Hilfsmitteln ihre Arbeit nicht richtig ausführen können. Kameras an der blauen Linie, wie sie der EHC Biel und Lausanne fordern, würden zur Lösung vieler Fälle beitragen.

Die Liga-Vertreter müssen in Zukunft alle technischen Möglichkeiten nutzen. Nicht, dass am Ende noch ein «Inconclusive» den Meister bestimmt.

Contra



Beat Moning,
Sportredaktor

Können sie sich erinnern, als die Schiedsrichter darauf bedacht waren, dass die Spieler möglichst schnell zum Bully schreiten? Es war eine Zeit, in der oft mit Spielverzögerung und taktischem Geplänkel die Unterbrüche nach einem Pfiff überbrückt wurden. Dem wurde streng entgegengehalten, ja, es gab auch mal eine kleine Strafe, wenn ein Team nicht schnell genug gewechselt hat. In der Folge wurden die Eishockeypartien kürzer.

Heutzutage werden sie zumindest gefühlt eher länger. Künstlich gemacht länger. Zum Beispiel am Mittwochabend in Zürich: Ein Berner schießt seitlich praktisch der Torlinie entlang hoch via Latenstreifschuss in die andere Ecke. Der Schiedsrichter zeigt klar an: kein Tor. Dennoch schaut sich das Head-Duo die Szene noch einmal in unzähligen Wiederholungen beim Videotisch an. Unter Umständen mehrere Male müssten sich Trainer, Spieler und vor allem Zuschauenden gedulden, bis die Partie weiterläuft. Vorbei ist die Zeit des ersten Jubelns. Fällt endlich der Entscheid, gibt es vielleicht höchstens noch Applaus oder dann halt eine Enttäuschung.

Genug ist genug. Weniger wäre mehr. Die unnötige Coaching-Challenge hat alles in neue Bahnen gelenkt. Im Fussball sind die Refs schon heute VAR-Hampelmänner, im Eishockey sind wir auf dem besten (oder schlechtesten) Weg dazu. Leider ist ein Ende dieser totalen Viedoüberwachung, wie sie ausgerechnet ein Spieler wie Damien Brunner fordert, nicht abzusehen. Zum Protest dazu wird schon mal ein Sprint auf dem Eis gemacht, und in den Rängen ertönen Pfiffe.

Es sind klare Zeichen: Genug ist genug. Vom ewigen Schauen auf den Stadionwürfel will niemand eine Nackenstarre.

Dabei haben wir doch schon gegen 50 Kameras allein in der Tissot Arena, um jedes Papier-Flügerli zu sehen, um den Absender zu bestrafen. Gefühlte 50 Mal wird ein Spiel schon heute pro Drittel unterbrochen, notabene bei unsäglichen zweimal 18 Minuten Pause – in den Playoffs können es auch mehr sein. Darum: Video-Regeln eher entschärfen, und vor allem Hände weg von weiteren Kameras.

«Es kann jederzeit etwas Entscheidendes passieren»

Die Menschen im Iran haben genug – sie wollen den Sturz des Regimes: Das sagt die gebürtige Iranerin Elika Djalili von der Universität Bern. Kommt es gar zum Bürgerkrieg?

Interview: Tobias Graden

Elika Djalili, nach Ihrem Kenntnisstand: Wie geht es den Menschen im Iran?

Elika Djalili: Ich lebe ja nicht dort, darum bin ich selbst auch auf Nachrichten angewiesen. Es finden weiterhin unregelmässig und unvorhersehbar Kundgebungen statt. Die grossen Protestwellen gibt es meistens nach den Todesfeiern von gefallenen Menschen. Diese werden aber auch heftig unterdrückt.

Beteiligen sich nach wie vor viele Menschen an den Protesten im Land? Hierzulande nimmt man dies nicht mehr so stark wahr.

Man nimmt sie vor allem dort wahr, wo es sie schon immer gegeben hat, zum Beispiel in der Stadt Zahedan in der Provinz Belutschistan. Dort gibt es nach jedem Freitagsgebet Kundgebungen. Und sonst überall an den Todesfeiern und nach je-

dem 40. Todestag von Verstorbenen.

Hemmt die Angst, im Gefängnis zu landen oder misshandelt oder gar hingerichtet zu werden die Beteiligung?

Wir beobachten eine Generation, die sehr, sehr mutig ist. Es sind 14- bis 25-Jährige, die sich gar nicht mehr einschüchtern lassen. Sie protestieren. Ihnen schliessen sich andere Gesellschafts- und Altersschichten an. Ich sehe also nicht, dass die Bereitschaft zum Protest nachlässt. Grosse Solidarität gibt es auch unter Iranerinnen und Iranern in der Diaspora.

Allgemein gefragt: Wie ist die Stimmung im Land?

Die Stimmung schwankt zwischen Hoffnung und Hoffungslosigkeit. Sie ist aber auch von grossem Mut geprägt: vom Mut der Verzweiflung und der Hoffnung auf einen Wechsel. Vom kompromisslosen Wechsel.

Erfasst diese Hoffnung das ganze Land?

Die Auslöser dieser Bewegung sind die jungen Menschen und vor allem die Frauen, bei ihnen hält diese Stimmung unvermindert an. Es gibt aber auch die sogenannte «graue Schicht». Das sind Leute, die im Prinzip gegen die Regierung sind, aber nicht den Mut haben, auf die Strasse zu gehen. Die Angst vor Unterdrückung oder davor, dass Familienmitgliedern etwas passiert, ist durchaus begründet.

Worum geht es den Menschen, die an den Protesten teilnehmen – um mehr persönliche Freiheiten, um das Ende des Kopftuchzwangs oder um den Sturz des Systems?

Eindeutig um den Sturz des Systems. Man hat in den 43 Jahren des Bestehens der Islamischen Republik zu oft die Hoffnung auf Veränderung gehabt. Man dachte, auf dem Weg zu Reformen Verbesserungen erzielen zu können. Die Frauen nahmen sogar das Kopftuch vorübergehend weiter in Kauf, wenn sie dafür in anderen Gebieten mehr Rechte erhalten hätten. Doch diese Hoffnung wurde immer enttäuscht. Nun ist das Fass übergelaufen. Es gibt nur noch den Willen zum radikalen Regimewechsel. Bedenken Sie: Das Kopftuch ist ein Pfeiler der Islami-

schen Republik. Ohne das Kopftuch wird sich diese nicht halten können.

International für Aufsehen gesorgt hat die Aktion der iranischen Fussballnationalmannschaft, die beim ersten Spiel an der WM die Hymne nicht gesungen hat. Wie war diese Geste einzuschätzen?

Alle Nationalmannschaften des Irans haben in den letzten Monaten Zeichen gesetzt, wenn sie im Ausland waren. Sie haben sich geweigert, die Hymne zu singen. Und es gab Einzelsportlerinnen wie die Kletterin Elnaz Rekabi oder die Schachspielerin Sara Khademalsharieh, die ohne Kopftuch angetreten sind. Was die Fussballnationalmannschaft betrifft, so ist festzustellen, dass sie die Hymne nur im ersten Spiel verweigert hat. Die Spieler und ihre Familien waren doch einem sehr starken Druck ausgesetzt. Es war dann interessant zu sehen, dass die iranische Bevölkerung, die eigentlich sehr stark hinter der Nationalmannschaft steht, die Spiele nicht mehr verfolgt hat. Man hat sich sogar gefreut, als der Iran gegen England und die USA verlor.

Warum genau?

Die Nationalmannschaft wird auch als Symbol des Regimes verstanden. Die Menschen hätten sich gewünscht, dass die Spieler die WM und die Nationalmannschaft boykottieren – schliesslich gab es jeden Tag erschossene Demonstranten zu beklagen. Der Gipfel war, dass die Mannschaft am letzten Tag noch eine Audienz beim Präsidenten wahrnahm und diesen mit einem Knicks begrüßte. Die Spieler sind zwar dazu gezwungen worden, aber während dieser heiklen Phase haben das die Menschen gar nicht gern gesehen.

Die jetzige Protestbewegung geht von den Frauen aus. Sie werden in mehreren Rechtsbereichen stark benachteiligt. Wenn sich dies ändert, «bezahlen» dies die privilegierten Männer. Warum solidarisieren sich gleichwohl viele Männer mit den Frauen?

Die iranische Bevölkerung ist sehr gebildet, ein grosser Teil hat einen Universitätsabschluss. Die urbanen Männer in den Städten

sehen ein, dass es nicht mehr zeitgemäss ist, wie die Frauen in ihren Rechten eingeschränkt werden. Manche Familien haben schon seit Jahren eigene Lösungen praktiziert und zum Beispiel das islamische Erb- und Sorgerecht nicht mehr angewandt. Sie sehen es als gerechter an, wenn die Kinder nach einer Scheidung bei der Mutter bleiben können oder dass Frauen einen grösseren Anteil als vorgesehen erben dürfen. Die gebildeten und unvoreingenommenen Männer sind an die Weltgemeinschaft angeschlossen und wissen, dass Gleichberechtigung von Mann und Frau ein internationales Anliegen ist. Gleichwohl: Es gibt auch sehr viele traditionelle, religiöse Familien, die das anders sehen.

Grosse Proteste im Iran sind nichts Neues, es gab zum Beispiel 2017 und 2019 auch landesweite Demonstrationen. Was ist jetzt anders?

Anders ist, dass die ganz junge Generation dabei ist. Die Proteste gegen die Benzinpreiserhöhung im Jahr 2019 etwa waren stark von den Taxifahrern getragen. Nun wird schicht- und geschlechterübergreifend demonstriert, es kommen viele Ethnien und Altersgruppen zusammen, und es protestieren sowohl Angehörige des sunnitischen wie auch des schiitischen Islams. Die Bewegung ist so breit wie noch nie.

«Es geht nun
eindeutig
um den Sturz
des Systems.»



Elika Djailili über die Lage im Iran: «Der Point of no Return ist erreicht.»

Bild: Matthias Käser

Warum entzündeten sich die Proteste gerade jetzt, am Fall des Todes der jungen Kurdin Masha Amini?

Das ist ein Zufall. Es war der letzte Tropfen, der das Fass zum Überlaufen gebracht hat. Darum geht es jetzt auch nicht einfach um das Kopftuch oder um Wahlbetrug, sondern um den grundlegenden Wechsel. Es geht um das Ganze.

Wäre es dem Regime denn noch möglich, mit Reformen – etwa einem tatsächlichen Ende des Kopftuchzwangs – die Menschen zu besänftigen und gleichwohl an der Macht zu bleiben?

Nein. Der Point of no Return ist erreicht.

Teilen Sie die Einschätzung, dass der Iran mittlerweile in einen revolutionären Prozess eingetreten ist, wie dies Politologen feststellen und es

die Bewegung selbst proklamiert?

Die Politikwissenschaft verwendet genaue Definitionen, was erfüllt sein muss, damit eine Protestbewegung als Revolution gilt, etwa die Teilnahme eines gewissen Prozentsatzes der Gesamtbevölkerung. Wir stehen sicher noch nicht an dem Punkt, dass schon morgen ein Regimewechsel erfolgt. Dafür ist eine viel grössere Beteiligung der Menschen nötig, und es sollte zu flächendeckenden Streiks in zahlreichen Branchen kommen. Das ist noch nicht der Fall.

Das Regime scheint nicht zu wanken, es sind auch keine Abspaltungsbewegungen oder Solidarisierungsaktionen erkennbar. Geht der Bewegung bereits der Schnauf aus?

Ein iranischstämmiger Professor an der Universität Missouri hat etwas Interessantes gesagt: Es sei der Punkt eines gewissen Gleich-

gewichts erreicht. Die Demonstrierenden können die Regierung noch nicht stürzen, aber das Regime kann die Menschen auch nicht mehr einfach heimschicken. Wir befinden uns auf jeden Fall in einer Krisensituation, es kann jederzeit etwas Entscheidendes passieren. Denn geändert hat sich noch nichts, die Regierung hat keine Reformen oder Lösungsvorschläge präsentiert.

Sie rechnen aber nicht damit, dass es in den nächsten Monaten tatsächlich zu einem Wechsel kommen könnte.

Solche Vorhersagen sind schwierig, weil die Entwicklung von Faktoren beeinflusst werden können, die jetzt noch gar nicht erkennbar sind. Wer hätte vor dem 16. September 2022 die jetzigen Ereignisse vorhergesagt?

Es gibt Stimmen, die sagen: Wenn die Bewegung Erfolg haben will, muss sie die Revo-

lution in das Regime hineinbringen können, sodass Teile des Machtapparats die Seite wechseln. Gibt es Kräfte innerhalb des Regimes, bei denen dies denkbar wäre?

Kürzlich haben sich führende Köpfe der Opposition im Exil zusammengeschlossen. Welche Bedeutung hat dieser Schritt?

Das ist ein erstmaliges, grosses Zeichen der Solidarität von unterschiedlichen Figuren, die sich als Teil der Opposition im Ausland schon stark engagiert haben. Es ist nun klar, dass sie ein gemeinsames Ziel haben: den Sturz der Islamischen Republik.

Unter diesen Exil-Oppositionellen ist auch Reza Pahlavi, der frühere Kronprinz und Sohn des letzten Schahs. Wie sehen Sie seine Rolle?

Er ist eine bekannte oppositionelle Figur, die schon lange sehr aktiv ist und sich mit der Bevölkerung solidarisiert. Er hat klargestellt, dass er sich nur als einen Teil der Opposition sieht und im Falle eines Regimewechsels die Bevölkerung bestimmen lassen will, welche Führung sie für sich wählt. Er steht gemäss seiner eigenen Aussage nicht für eine Monarchie ein, sondern tendiert zur Republik – in der er auch zur Auswahl stünde. Er hat nach wie vor viele Anhänger, auch Monarchisten. Es ist die Haltung aller oppositionellen Köpfe im Ausland, die sich am Neujahrstag zusammengefunden haben: Sie stellen sich für eine Koalition zur Verfügung, aber deren Legitimation muss von der iranischen Bevölkerung aus kommen.

Welche Gruppierungen könnten denn einen allfälligen Übergang gestalten, welche Form könnte dieser annehmen?

Das sind berechnete Fragen, aber ich muss Sie enttäuschen: So weit ist man schlicht noch nicht. Im Moment ist der Sturz des Regimes das eine grosse, gemeinsame Ziel – wie es vor 43 Jahren die Losung «Tod dem Schah» war. Wie es zu diesem Ziel kommt, ist sehr schwierig zu prognostizieren und noch schwieriger wird es sein, eine Nachfolgeordnung zu finden. Schon nur die iranische Opposition im Ausland ist äusserst heterogen.

Die Schweiz hält sich in ihrer Iran-Politik mit Verweis auf die «Guten Dienste» und einem Engagement hinter den Kulissen sehr zurück. Wie bewerten Sie die Rolle der Schweiz?

In der Schweiz geht vieles nur mit Verzögerung voran... Das haben wir beispielsweise auch bei den Sanktionen gegen Russland gesehen, und bei jenen gegen den Iran ist es nicht anders. Begründet wird dies mit der speziellen Rolle, welche die Schweiz durch ihre Schutzmachtmandate innehat. Diese Rolle will man nicht gefährden.

Wünschen Sie sich persönlich eine klarere Positionierung der Schweiz?

Ich freue mich, dass viele Parlamentarier Patenschaften für In-

haftierte übernehmen, denen im Iran die Todesstrafe droht. Und ich bin dankbar für das Engagement der Gruppe «Free Iran», die auch mit verschiedenen Parteien im Gespräch ist. Das hilft, dass man die Lage im Iran überhaupt wahrnimmt. Die Iranerinnen und Iraner in der Schweiz wünschen sich aber stärkere Massnahmen. So stehen etwa die Iranischen Revolutionsgarden noch immer nicht auf der Liste der Terroristen. Es ist ein grosses Anliegen, dass gegen deren Mitglieder gezielte Sanktionen verhängt werden. Es soll ihnen verunmöglicht werden, mit dem Geld des iranischen Volks ins Ausland reisen zu können. Ein anderes Anliegen ist die Einschränkung der diplomatischen Dienste.

Was kann ich als normaler Bürger in der Schweiz tun, wenn ich die Menschen im Iran unterstützen will?

Die Bewegung wahrnehmen – das ist auch das Ziel der Demonstrationen, wie diesen Samstag wieder eine in Zürich stattfindet. Man soll die Menschen im Iran nicht vergessen. Sie können sich mit Petitionen solidarisch zeigen und in Gesprächen mit Politikern darauf aufmerksam machen. Die gefundenen amerikanischen oder schweizerischen Teile in iranischen Waffen zeigen halt auch auf, dass wirtschaftliche Interessen bisweilen wichtiger sind als die Menschenrechte – das ist enttäuschend.

Setzen sich Iranerinnen und Iraner im Ausland einer Gefahr aus, wenn sie sich gegen das Regime stellen?

Die Aktivisten bestätigen dies. Sie erhalten Anrufe; ihnen wird bedeutet, dass sie ihre Familie im Iran in Gefahr brächten.

Ihre Prognose: Wann stürzen die Mullahs?

Eine solche Prognose ist sehr, sehr schwierig. Der Wechsel ist nicht voraussehbar, er hängt von so vielen Faktoren ab, sowohl innen- als auch aussenpolitisch, dass man derzeit nichts sagen kann. Es ist aber ein Punkt erreicht, von dem es kein Zurück mehr gibt. Das zeigt sich beispielsweise daran, dass sehr viele Leute das Kopftuch nicht mehr tragen, an der Universität Teheran etwa. Das ist immer noch gefährlich, aber das Tabu ist gebrochen.

Und wenn die Bewegung doch nicht an ihr Ziel kommt?

Wir befinden uns in einer Dauerkrisensituation. Auf Persisch sagt man: Da ist Glut unter der Asche, die sich jederzeit wieder entzünden kann. Es würde also in absehbarer Zeit erneut zu einem Ausbruch kommen. Man sieht, dass die Häufigkeit und die Breite der Proteste zunehmen. Und wenn man mit der jungen Generation spricht, dann erkennt man: Sie ist sehr antiautoritär und lässt sich nicht mehr beschwichtigen.

Ist also ein säkularer, demokratischer Iran eine realistische Zukunftsperspektive?

Es ist eine Wunschperspektive: Ein funktionierender Rechtsstaat und als Regierungsform eine säkulare Demokratie. Das wäre ein Novum in der Region – der Weg dazu ist ein langer.